



# Für eine Handvoll Dollar

Es klingt wie eine dieser typischen Dritte-Welt-Ausbeutungsgeschichten: Der Chilene Luis Mansilla lässt sich Mitte 2007 von einem Unternehmen anheuern, um für dieses in einem Drittland zu arbeiten. Dort wird er aufgrund der unmenschlichen Arbeitsbedingungen krank, kehrt wieder in sein Heimatland zurück und stellt dort fest, dass er um seinen Lohn betrogen wurde und nun vor dem Nichts steht. Was Mansillas Geschichte so bemerkenswert macht, ist, dass er als Söldner erst von einer chilenischen Firma angeheuert und dann an das britische Unternehmen BritAm Defences weitervermietet wurde. Sein Auftrag: Im Irak Offiziere der neuen irakischen Armee unter Einsatz seines Lebens zu beschützen. Der Lohn, den er dafür bekommen sollte, waren 1200 Dollar im Monat.

Mansilla ist kein Einzelfall. Von den geschätzten 24 000 Söldnern im Irak sind rund 1000 Lateinamerikaner, die für das gleiche Geld oder weniger Benzin, Essen und Munition für die Koalitionstruppen transportieren, Konvois mit hochgestellten Persönlichkeiten beschützen oder Gebäude bewachen. Dazu kommen Nepalesen, Männer von den Fidschi-Inseln, Filipinos und Ugander. Zusammen bilden sie das Proletariat der Söldner. Von der Oberschicht der bezahlten Kämpfer – Nordamerikanern, Europäern oder weißen Südafrikanern, die zwischen 500 und 1000 Dollar am Tag verdienen – unterscheiden sie sich nicht nur durch die deutlich schlechtere Bezahlung. Wenn sie sterben, nimmt davon niemand Notiz. Kein Fernsehsender der westlichen Welt strahlt ihretwegen Sondersendungen aus, wie etwa im Fall von vier im Irak getöteten Mitarbeitern der amerikanischen Söldnerfirma Blackwater. Im März 2004 waren sie durch die irakische Stadt Falludscha gefahren, in ungepanzerten Autos und nur mit leichten Waffen ausgestattet. Für die aufständischen Iraker waren sie leichte Beute: Sie

wurden erschossen, verbrannt und an einer Brücke aufgehängt. Die Bilder davon wurden immer wieder im amerikanischen Fernsehen ausgestrahlt – bis die amerikanische Armee zurückschlug, die Toten von Falludscha blutig rächte und die Stadt zerstörte.

Luis Mansilla lebt heute wieder in Chile. Er leidet unter Depressionen, seine Ehe ist kaputt, seine Frau ist mit den Kindern weggezogen. Der Traum vom großen Geld, das er im Irak verdienen wollte, hat sich nicht erfüllt, obwohl Mansilla insgesamt 15 Monate dort verbracht hat. Bei seinem ersten Einsatz, 2005, hat er für Blackwater gearbeitet. „Ich habe Waffen zusammengebaut. Man hat mir kaputte AK-47-Sturmgewehre aus einem Container gebracht, und ich habe sie wieder repariert.“ Mansilla weiß weder, woher diese Waffen stammten, noch, wohin sie geliefert wurden. Und er weiß auch nicht, wie brisant seine Aussage ist.

Denn die Frage ist doch: Wofür brauchte Blackwater diese Waffen? Wurden damit etwa die eigenen Söldner ausgestattet? Das wäre ein klarer Verstoß gegen irakisches und amerikanisches Recht. Die andere Möglichkeit: Blackwater hat die Waffen auf dem Schwarzmarkt zu Geld gemacht. Mittlerweile ermittelt, wie der Nachrichtensender CNN meldete, amerikanische Bundesanwälte aufgrund einer Beschwerde der Türkei, ob Blackwater-Mitarbeiter dort amerikanische Waffen verkauft haben. Auch das gehört zum Krieg im Irak: Waffen kursieren in rauen Mengen auf dem Schwarzmarkt. Wer seine Waffenkammer besser ausstatten möchte, bestellt beim Waffenhändler seines Vertrauens, der dann einkaufen geht.

„Wenn wir für eine Mission eine bestimmte Waffe, etwa ein Scharfschützengewehr, haben wollten“, sagt James Ashcroft, „haben wir einen irakischen Vertrauensmann angesprochen, der uns das Gewünsch-

**Söldner-Agenturen wie Blackwater rekrutieren ihr Personal immer öfter in Ländern der Dritten Welt. Chilenen und Peruaner kosten weniger und sterben leiser.**

*Von Alexander Bühler*

te auf dem Waffenmarkt besorgte.“ Der Brite Ashcroft war 18 Monate lang, vom September 2003 bis Frühjahr 2005, als Söldner im Irak. Über seine Erfahrungen hat er ein Buch mit dem Titel „Making a Killing“ geschrieben. Wie die meisten A-Klasse-Söldner ist Ashcroft ein ehemaliger Elitesoldat. Nach dem Ausscheiden aus der Armee arbeitete er kurz in der Finanzwelt der Londoner City – nur um festzustellen, dass ihm das Angestelltenleben nicht sonderlich behagte. Als ihn ein ehemaliger Regimentskamerad ansprach, ob er für eine private Sicherheitsfirma in den Irak gehen wolle, sagte er begeistert zu. Denn das Geld und die Arbeitsbedingungen stimmten: Das Gebäude, in dem er und seine Kollegen schliefen, war gut abgesichert, sie hatten genügend Waffen und Munition und fuhren in gepanzerten Autos durch Bagdad. Das Bild des schießwütigen Cowboys, das in den Medien von den Söldnern gezeichnet werde, stimme nicht, sagt Ashcroft.

„Unsere oberste Priorität ist die Sicherheit der Klienten“, sagt er. „Wir haben immer versucht, Schießereien aus dem Weg zu gehen.“

Längst blicken die privaten Sicherheitsfirmen über die Schlachtfelder Irak oder Afghanistan hinaus, auch wenn sich dort noch immer das meiste Geld verdienen lässt. So erhält das britische Unternehmen Aegis allein für seine Sicherheitsdienstleistungen im Irak 310 Millionen Euro vom amerikanischen Verteidigungsministerium. Viele Söldner-Agenturen agieren mittlerweile auf der ganzen Welt. In Kolumbien und Afghanistan bekämpfen sie den Drogenanbau, in Liberia und Georgien bilden sie die nationalen Armeen aus – im Auftrag westlicher Regierungen. Daneben schützen sie noch asiatische Ölpipelines oder beraten Ölfirmen. Angesichts der globalen Herausforderungen und der politischen Großwetterlage scheinen die Einsatz- und Geschäftsmöglichkeiten schier unbegrenzt. Das ist das

neue Gesicht des Kriegs: die Verbindung von Sicherheits- und Geschäftsinteressen.

Ein Beispiel ist der Arbeitgeber des Chilenen Luis Mansilla: Aufsichtsratsvorsitzender von BritAm Defences ist Sir Michael Wilkes, ehemaliger General und Gouverneur der Kanalinsel Jersey, ein Mann mit guten Verbindungen in die englische Regierung. Er sitzt gleichzeitig im Aufsichtsrat des Unternehmens PegasusBridge, einer Fondsgesellschaft, die in den kräftig expandierenden Markt der Sicherheitsdienstleistungen investiert. So wäscht eine Hand die andere.

Und Luis Mansilla? Er hat gerade wieder versucht, einen Job zu finden. Als Nachtwächter, denn in den Irak möchte er nicht mehr. Zumal der Söldner-Markt immer enger wird: Die neue heiße Ware auf dem Markt sind die Peruaner. Hinter vorgehaltener Hand raunen sich die Sicherheitsfirmen zu, dass die den Job im Irak auch für 200 Dollar im Monat machen.